

Anneke Wardenbach

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Venezuela

vom 15. März bis 15. Juni 2001

Es ist nicht alles Gold was glänzt

Von Anneke Wardenbach

Venezuela, vom 15.03. – 15.06.2001

Inhalt

1. Zur Person	524
2. Im Praktikum	524
3. Guayana – Stadt	527
4. Schießisen	528
5. Sonntagsspaziergang in La Guaira	530
6. Eisenerz	534
7. Interview auf Venezolanisch	536
8. Auf Patrouille	538
9. Die staatliche Goldgrube Minerven	542

1. Zur Person

Anneke Wardenbach, Jahrgang 1973, studierte Politikwissenschaften in Madrid. Praktika absolvierte sie u. a. beim HR, WDR, www.dortmund.de und der Deutschen Steinkohle AG. Anschließend Fortbildung an der Deutschen Hörfunkakademie in Dortmund, arbeitet sie seit 2000 als freie Journalistin für Print, Internet und Radio. Von März bis Juni 2001 war sie als Stipendiatin der Heinz-Kühn-Stiftung in Venezuela unterwegs, u.a., um den Alltag der Bergarbeiter kennenzulernen.

2. Im Praktikum

Diese Internetredaktion könnte auch irgendwo in Deutschland sein. Moderne Computer surren leise, der Fernseher zeigt die Nachrichten, Zeitungen stapeln sich auf dem Besprechungstisch in der Mitte des großen Büros. Höchstens die karibisch – bunte Vielfalt an Gesichtern weist darauf hin, dass wir in Venezuelas Hauptstadt Caracas sitzen. Erst wenn ich im 9. Stock aus dem Fenster sehe, ist alles anders. Eingeklemmt in einen Talkessel, dehnt sich die Millionenstadt schier unendlich aus, kriecht immer weiter die Hänge hinauf. Im Zentrum recken sich moderne Hochhäuser gen Himmel, als hätten sie nichts zu tun mit dem dichten, lärmenden Verkehrsgewühl, den eiligen Angestellten im weißen Kragen, den fliegenden Händlern, die jeden Quadratmeter Bürgersteig besetzt halten, mit den Hausfrauen beim Einkauf und den Bettlern.

Hier also gewöhne ich mich langsam an diese fremde Welt, um nach dem Praktikum noch zwei Monate auf eigene Faust den Alltag der Bergarbeiter in Venezuela kennenzulernen. In meiner Gastredaktion geht es locker zu, frisch aus Deutschland eingeflogen, soll ich als erstes einen Bericht über die gerade grassierende Maul- und Klauenseuche und den Rinderwahn schreiben. „Verbraucher wollen saubere Schweine“, titeln wir ironisch. In den folgenden Wochen begleite ich öfter die Außenreporter bei ihrer Arbeit.

Die Sonne brennt dem VW-Käfer auf den dunkelgrünen Buckel, als er auf der Stadtautobahn nach Osten braust. Unten im Tal brütet Caracas in der Mittagshitze. Olga Maribel Naval sitzt auf dem Rücksitz und telefoniert. «Nein, der Bericht kommt gleich, ich bin jetzt auf dem Weg nach Caucagüita zur Ambulanzstation. Okay, bis nachher, ciao, papito!» Sie lehnt sich nach vorne zwischen die Sitze vom Fahrer und vom Fotografen. «Heute wird es mal ein positives Beispiel geben. Drüben in Caucagüita gibt es eine selbstverwaltete Krankenstation, die ganz gut läuft.» Gustavo Frisneda, der bärengroße Fotograf, ist zufrieden. „Das trifft sich gut, dann kann ich auch gleich Bilder von der Schule machen, die Baustelle steht seit Monaten still.“ Der Verkehr lässt

nach, trotzdem geht es nicht schneller voran. Carlos González streicht sich konzentriert das graue Haar aus der Stirn. Er ist ein guter Fahrer, der alte VW verzeiht ihm jedes Schlagloch.

Langsam weichen die dünnen Bäume zurück, dafür drängen sich immer mehr Hütten an die Straße. Die Behausungen beißen sich wie Zecken aus rohen Ziegeln und Zement in die steilen Hänge, viele mehrfach übereinander und so dicht, dass weder Gassen noch Wege das Gewirr gliedern. Der Pressewagen schnauft die bergige Piste hoch, schüttelt die Passagiere an jeder Bodenwelle ordentlich durch. Gelaugte, harte Gesichter von Männern, die nichts zu tun haben, und lauter Kinder in Schuluniform begleiten den Wagen durch den Slum am Rande der Hauptstadt. Die Eintrittskarte klebt gut sichtbar auf der Motorhaube: «Presse». Besonders das Logo „Ultimas Noticias“ garantiert für Sicherheit vor Raubüberfällen. In den Slums ist Waffengewalt an der Tagesordnung. Das Blatt ist das meistgelesendste in Venezuela, hier finden auch die ganz Armen eine Stimme, die für sie spricht. Das Massenblatt ist eine der wenigen Möglichkeiten, die Probleme in den undurchdringlichen Elendsvierteln öffentlich zu machen. Von den „Reichen“ kommt sonst fast nie jemand her. Deshalb sehen viele Slumbewohner die Reporter als Verbündete in ihrem Kampf um ein besseres Leben; auch die kriminellen Banden, die sonst gerne fremde Besucher in ihrem Gebiet ausrauben und dabei schnell schießen.

Der Pressekäfer parkt vor der selbstverwalteten Krankenstation. Gustavo macht seine Bilder von der Zahnärztin und dem Krankenpfleger, der sich um ein winziges Baby kümmert. Olga interviewt derweil den Verwalter und seine Sekretärin. Im Wartezimmer ist es ruhig, etwa 200 Menschen aus dem Slum bekommen hier am Tag ärztliche Hilfe. Jeder zahlt, was er kann, eine Mark, drei Mark, ein Arztbesuch kostet 6 Mark. Was die Patienten nicht aufbringen können, ergänzt die Krankenstation dank einer kleinen staatlichen Subvention. „Wir sind sehr sparsam,“ erzählt der Verwalter José Aguillón. „Außerdem bekommen die Ärzte nur für die geleisteten Stunden Geld, hier schwänzt keiner und bekommt am Ende trotzdem sein ganzes Monatsgehalt.“ Nachts öffnen sie die Station nicht, obwohl die Slumbewohner selbst die Verwalter sind, ist es ihnen zu gefährlich.

„Wir haben vier Abteilungen: Zahnmedizin, Kinder, Gynäkologie, das Labor und einen Raum für die Notaufnahme,“ sagt der Verwalter. „Kommen viele mit Schussverletzungen?“ fragt die Journalistin. „Nein, nur selten“, antwortet der Verwalter, ohne sich im Geringsten über die Frage zu wundern.

Nebenan sitzt eine ältere Frau, eine Lehrerin. Sie hat eine Achtjährige mitgebracht, Platzwunde nach einer Schulhofrauferei. „Ich habe schon ihren Papa unterrichtet, deswegen weiß ich, wo sie hier wohnt.“ Sie erzählt vom einzigen Schulgebäude, das sich zwei Schulbetriebe mit 2.500 Schülern im Schichtbetrieb teilen müssen. Von ihr erfährt Gustavo auch endlich, wo die verlassene

Baustelle für die neue Schule ist. Er macht ein paar Fotos von dem frisch verarzten Mädchen und steckt ihr dann, als keiner hinsieht, etwas Geld zu. Vermutlich gibt sie es ihrer Mutter für das Abendessen. Während des Interviews klingelt Olgas Handy schon wieder, eine Radioredaktion will einen Beitrag von ihr. Aus dem Stehgreif formuliert sie eine erste Zusammenfassung über die Krankenstation – live, direkt auf Sendung. Als sie fertig ist, setzt sie ihr Interview genau da fort, wo sie es unterbrochen hatte. „Nur für die Zeitung arbeiten, davon kann ich nicht leben,“ sagt sie. Sie sorgt allein für ihre neunjährige Tochter und ihre Mutter.

Vor der Krankenstation wartet eine alte Frau mit ihrer erwachsenen Enkelin. Die Nachricht, dass die Presse hier ist, hat sich wie ein Lauffeuer verbreitet. Unsicher faltet sie ihre verschrumpelten Hände, versteckt sie dann hinterm Rücken. „Sehen Sie, wo Sie schon mal hier sind, wollten wir mal etwas loswerden.“ Was die beiden Frauen so scheinbar ruhig und unberührt vom Wasser erzählen, ist für Europäer völlig unvorstellbar. Vor zwei Jahren hat ein Unwetter die Leitungen weggerissen, neue haben sie nie bekommen. „Jetzt haben wir alle 8 Tage für 3 Stunden Wasser, in der kurzen Zeit kriegen wir nicht einmal unsere Kanister voll. Und Wasser mit dem LKW bringen zu lassen, ist für die meisten zu teuer. Viele können sich eh nur das Nötigste leisten. Wir waschen unten an einem kleinen Stausee, aber seitdem haben viele von uns Hautausschlag, und das Dengue-Fieber ist auch wieder da,“ sagt die 64-jährige, die durch das harte Leben im Slum gut 20 Jahre älter aussieht.

Wieviele Menschen hier wohnen, weiß niemand, der Slum existiert schon seit den 70er Jahren. Damals war er die Kulisse für eine Wahlkampagne. „Hier wird alles besser“, lautete das Motto. Das war zu Zeiten der Erdölbonanza, als das OPEC-Mitglied Venezuela gut verdient hat. Der Staat hatte Geld, aber das floss eher in leere Wahlversprechen, als in Straßen, Krankenhäuser oder Wasserleitungen für die Elendsviertel.

„Strom haben wir auch nicht,“ ergänzt die Enkelin. „Mit der geklauten Elektrizität langt es vorne und hinten nicht, die angezapften Kabel rutschen immer wieder raus. Wir wollen endlich einen regulären Anschluss.“ Um wenigstens etwas Strom für das Licht zu bekommen, helfen sich die Slumbewohner selbst. Sie verlegen einfach von jeder Hütte ein Kabel bis zum nächsten Strommasten und zapfen ihn an. Wie riesige Storchennester sehen die Masten aus, so groß sind die Leitungsknäuel.

Olga zieht mit den beiden Frauen etwas in den Schatten und macht sich Notizen. Sie kommt selbst aus so einem Slum wie diesem und weiß, wie sie die beiden zu nehmen hat. Das ist nicht selbstverständlich, die sozialen Unterschiede sind so deutlich, dass viele Menschen nur innerhalb ihrer eigenen Schicht den richtigen Ton treffen. Jetzt kramt sie ihr Handy wieder hervor, spricht kurz mit einem Redakteur vom Sender „Nachrichten 8:30“. Dann holt sie Luft und

berichtet über die Probleme der beiden Frauen. Ohne Ankündigung gibt sie Susana das Telefon. Die junge Frau spricht ihre Forderungen live.

Auch der Verwalter der Krankenstation bekommt noch Gelegenheit, seine Sorgen zu veröffentlichen. Das Dach ist undicht und frisches Leitungswasser fehlt völlig. Er spricht live, am Telefon, vor der Tür der Krankenstation. Die Journalistin setzt den Schlusspunkt. „Das war direkt aus Caucagüita, Olga Maribel Naval für Radio Sensación, Nachrichten 8:30.“ Dann geht's gleich weiter.

Der grüne Käfer verschluckt die Journalistin, den Fotografen und ihren Fahrer. „Also, das positive Beispiel hätten wir mit der selbstverwalteten Krankenstation. Was ist mit der Schule und dem Wasser, Gustavo? Wir brauchen dazu noch Bilder!“, sagt Olga, die gedanklich schon beim nächsten Termin ist. Wenig später entdecken sie einen LKW, der Wasser liefert. Ganz oben auf der Ladefläche reicht ein junger Mann die Kanister herunter. Als er den Pressekäfer kommen sieht, hält er inne und richtet sich auf. Die linke Hand winkt unwirsch ab, die rechte fährt unter das T-Shirt. „Fahr weiter!“ grunzt der Fotograf Gustavo missmutig. Die Geste ist für die Journalisten eindeutig. Im Hosenbund unter den langen heraushängenden T-Shirts stecken oft Pistolen. Ein gutes Stück weiter finden die Zeitungsleute den Rohbau, der seit Monaten unverändert darauf wartet, eine Schule zu werden. Gustavo bekommt endlich seine Bilder, eine Gruppe Schulkinder freut sich über die Statistenrolle. Dann ziehen die Kleinen in der Gluthitze weiter, ganz unten am Fuß des Berges zum einzigen Schulgebäude. Wenig später verlässt der Käfer die holprigen Pisten im Slum und verliert sich im hitzigen Verkehrsgetümmel von Caracas. Schwere Chevrolets dröhnen vorbei und verbrennen 15 Liter Sprit à 20 Pfennig auf 100 Kilometern. Die Milch, die sich Olga in der Redaktion in den Kaffee schüttet, kostet fast das zehnfache. Während sie ihren Bericht schreibt, verwandelt die Klimaanlage das Großraumbüro in einen Eisschrank.

3. Guayana – Stadt

Szenenwechsel. Inzwischen bin ich alleine unterwegs, gut 800 Kilometer entfernt von der Hauptstadt, tief im Landesinneren, wo es viel Bergbau geben soll.

Das Taxi wechselt beim Abbiegen gleich zwei Spuren. Macht nichts, bei der Hitze gibt es sowieso keine Fußgänger, die man anfahren könnte und die anderen Autofahrer weichen gehorsam aus. Hier hat grundsätzlich der älteste und hässlichste Wagen Vorfahrt, da kommt es auf ein paar Kratzer mehr auch nicht mehr an - und damit hat mein Taxifahrer eindeutig gewonnen. Er streicht sich mit dem Ärmel den Schweiß aus dem Gesicht und kramt im Handschuhfach. „Schau mal,“ sagt er, „so hat es hier ausgesehen, als ich in diese Stadt kam.“

Ich starre auf das Luftbild. Rechts und links ziehen derweil große Gebäude mit modernen Glasfassaden vorbei, während sich unser Wagen immer weiter durch den Berufsverkehr der Großstadt wühlt. Ich starre wieder auf das Schwarz-Weiß-Foto. Es sieht aus wie ein Sportplatz aus der Luft aufgenommen, ein paar Wege kreuzen das langgestreckte Oval, kahl und un bebaut. Ein dicker Zeigefinger landet an der Längsseite. „Da steht jetzt das Einkaufszentrum Makro,“ sagt der Fahrer.

Das Bild ist von 1960, gerade 40 Jahre ist es her, da gab es diese Stadt nur auf dem Papier. Heute hat die Stadt über eine halbe Million Einwohner, die unter der drückenden Hitze am Orinocofluss schwitzen. Hier, im Südosten Venezuelas, gibt es kaum Bäume, die Schatten spenden. Das trockene Kraut steht gerade mal kniehoch, aber unter der kargen Grasnarbe der Savanne verbirgt sich unermesslicher Reichtum. Unter anderem Eisen, Bauxit, Kalk, Gold und Diamanten. Um diese Bodenschätze zu nutzen, hat der venezolanische Staat Anfang der 60er Jahre eine Entwicklungsgesellschaft gegründet und ausländische Investoren angelockt. Auf dem Reißbrett entstand ein Wirtschaftszentrum mit Wohncamps für die Angestellten von außerhalb und etwas weiter ab ein riesiges Industrieareal mit Eisenhütten, Stahlwerken und Aluminiumfabriken. Ideal gelegen, die Rohstoffe finden sich quasi vor der Tür, die fertigen Produkte können über den breiten Orinocofluss direkt verschifft werden, und arbeitende Hände gibt es genug im nahen San Felix. Das Städtchen stammt aus der Kolonialzeit und bildet heute mit Puerto Ordaz eine Zwillingstadt, genau da, wo der Caroní in den Orinoco mündet. Wie Öl zieht das schlammbräune Band des Orinoco lange scharf getrennt neben dem blauschwarzen Wasser des Caroní gen Atlantik. Das Wasser der zwei Flüsse vermischt sich erst mehrere Kilometer flußabwärts. Auch die beiden Orte scheinen sich abzustoßen, in Puerto Ordaz wohnen die Angestellten, die mit guten Gehältern ins öde Landesinnere gelockt wurden. In San Félix leben seit eh und je einfache Leute. Obwohl die Städte schon lange durch zwei Brücken über den Caroní verbunden sind, kommt kaum jemand im feineren Puerto Ordaz auf die Idee, dort einzukaufen. „Zu gefährlich!“, sagen viele Venezolaner, was ich inzwischen sehr gut nachvollziehen kann.

4. Schießbeisen

Darauf war ich innerlich nicht vorbereitet. Trotz umfangreicher Vorbereitungen per Internet und Fachliteratur, habe ich mir nicht vorgestellt, innerhalb von ein paar Tagen die Geräusche von Schüssen und von Knallern unterscheiden zu lernen. Reiseführer beschreiben Venezuela als verhältnismäßig ruhig und sicher – aber die rasant steigende Kriminalität ist zu einem Problem

geworden. So etwas kannte ich bisher nicht, ich bin es gewohnt, mich auch im Dunkeln frei in der Stadt zu bewegen. Meine Kollegen hier in der Redaktion vermeiden es dagegen, nach Sonnenuntergang noch unterwegs zu sein. Die Gefahr von Überfällen ist zu groß. Auch Mamita, die mich einmal zur Apotheke brachte, wartete nicht im Wagen vor der Tür. Sie drehte Runden um den Block, bis ich mit dem Einkauf fertig war, damit nicht irgend jemand an die Scheibe klopft, ihr seine Pistole zeigt und den Wagen raubt.

Pistolen sind weit verbreitet, bei einer großen Firma sah ich das Schild „Schußwaffen bitte beim Pförtner hinterlegen.“ Das Fernsehen berichtet regelmäßig über die Mordstatistiken, die selten unter 50 Tote pro Wochenende sinken. Das sind jedoch nur die registrierten Fälle. Die Polizei geht, wenn überhaupt, nur mit schwerbewaffneten Sonderkommandos in die Elendsviertel, die oft größer als deutsche Kleinstädte sind. Dort leben und sterben unzählige Menschen einsam, ohne, dass sie von Freunden oder Verwandten vermisst werden, oder die Polizei davon etwas erfährt. Wer keine Papiere hat, den gibt es nicht, den kann man auch nicht zählen. An Einwohnerregister oder ähnliches zu denken ist, angesichts der riesigen Slums mit hunderttausenden Menschen, utopisch.

Diese Elendsviertel wachsen besonders in den großen Städten schier unaufhörlich weiter. Während sich in Europa die Betuchteren ins Grüne zurückziehen, ist das „Grüne“ für die armen Venezolaner unwegsames Gelände am Stadtrand, weil sie keine Chance haben, in der Stadt unterzukommen. Caracas liegt in einem langgestreckten Talkessel der Andenausläufer. Die umliegenden Hügel sind von schmalen Tälern zerfurcht, in denen in der Regenzeit das Wasser abfließt. An diesen Hügeln und Tälern ziehen die Armen ihre Hütten hoch, erst mit Wellblech, später kleben sie die Ziegelwände mit Zement an die Hänge. Mit jedem Kind oder Verwandten vom Land kommt dann eben noch ein Zimmer dazu oder darauf.

Straßen gibt es gar nicht, dafür stehen die Hütten zu eng. Schmale Gassen und Treppen schlängeln sich zur Stadt hinunter. Auch die kleinen schroffen Täler, in denen das Regenwasser abfließt, reichen bis mitten hinein in die Stadt. Diese ursprünglich unbenutzten Lücken werden deshalb gerne als „idealer“ Bauplatz bewohnt, so liegt alles nah, was die Stadt vom Markt bis zum Krankenhaus bietet. Deshalb gibt es auch mitten in der Stadt Slums. Es reicht oft, über eine Brücke zu gehen und einen Blick hinunter zu werfen, um einen Eindruck von den Elendsquartieren zu bekommen. Die Reichen haben sich verbarrikadiert. Ich brauche zum Beispiel 5 Schlüssel, um von meinem Zimmer in einem schlichten Hochhaus auf die Straße zu kommen. Wir leben praktisch hinter Gittern und nachts mal Schüsse zu hören, gehört zum Alltag.

Venezuelas Armut ist keine Hungerarmut, wie wir sie aus den Nachrichten über Afrika kennen, sondern eine Soziale. Es ist nicht die Guerilla, die die Waf-

fen hat, sondern es sind kleine Leute, die an dem Teufelskreis aus zerrütteten Familien, Drogen, Gewalt, Schuleschwänzen, Analphabetismus, Arbeits- und Perspektivlosigkeit zerbrochen sind. In einem solchen Klima ist es leicht, Probleme mit einer Pistole im wahrsten Sinne des Wortes zu „erledigen“.

5. Sonntagsspaziergang in La Guaira

„Nein, in Vargas gehe ich nicht schwimmen, da sind mir zu viele Tote im Wasser!“, sagt meine Mitbewohnerin Maria bestimmt. Ich will mir aber mal angucken, wie es dort aussieht, vor anderthalb Jahren habe ich im Radio davon gehört.

„Es ist acht Uhr, sie hören die Nachrichten. Nach schweren Regenfällen gilt in Venezuela der Notstand. Erdbeben haben besonders an der Küste große Schäden angerichtet. Im Distrikt Vargas sind einzelne Ortschaften unter meterdicken Schlamm- und Felslawinen begraben worden...“

Die Katastrophe ist über 15 Monate her, aber die Wunden sind angeblich noch frisch – und sichtbar. Ich bin auf dem Weg nach Vargas, dem Unglücksort.

Der Bus löst sich aus dem Tunnel und stürzt sich nahezu halbsprecherisch bergab. Hier bei Caracas reichen die Andenausläufer bis direkt an die Karibikküste. Links zieht der internationale Flughafen vorbei, dann beginnt die breite Uferstraße. An einer Haltestelle spuckt der Bus ein paar Passagiere aus, unter anderem mich, die ‚Gringa‘, die zu Ehren des Sonntags mal ihre Beine an die frische Luft lässt. In der Woche sind Shorts in den Büros nicht angemessen. Kaum ist der Bus abgerauscht, kommen mir die ersten Zweifel, ob die kurze Hose eine gute Idee war. Ich sehe keine einheimischen Badegäste in ähnlicher Montur, wie ich eigentlich erwartet hatte. Statt dessen Dorfbewohner, die sich zwischen der Bäckerei an der Ecke und der Bushaltestelle den Sonntag langsam vertreiben. Sie lehnen an einer Reihe verdreckter Häuschen. Nicht das richtige, um in Touristenklamotten mit Rucksack (und Kamera) allein herumzulaufen.

Später erfahre ich, dass der Schmutz an den Fassaden vom Schlamm kommt, der hier bis über den Dächern der flachen Kolonialbauten stand. Wer hier baden will, steigt erst ein paar Haltestellen weiter vorne aus. Hier in La Guaira badet kaum einer, denn der Strand ist mit Schutthaufen übersät, lauter LKW-Ladungen Lehm und Häuserreste, die aus den Gassen geholt wurden. Ich flüchte mich erst mal ein paar Meter weiter oben in eine Kirche, um in Ruhe zu überlegen, wohin ich mich wagen soll.

„Hello, were are you come from?“ Der Typ ist höchstens 16 und grinst mich fröhlich an. Er sitzt weiter vorne und hat den zwei Mädchen auf der Bank zwischen uns wohl mit seinen Fremdsprachenkenntnissen etwas imponieren

wollen. „De Caráca!“ antworte ich so venezolanisch wie nur möglich und lächle ihm ungerührt zu. Die beiden Mädchen biegen sich vor Lachen, er fasst sich an die Stirn und versinkt hochnotpeinlich grinsend hinter der hölzernen Kirchenbank. Das saß. Um seine Ehre zu retten, rede ich sofort weiter und mein Akzent macht klar, dass er haarscharf richtig beobachtet hat, ich bin nicht von hier. Wenig später weiß ich, dass ich wenigstens bis zur nächsten Ecke ohne Probleme laufen kann, um etwas von den kolonialen Gassen zu sehen. Dort sei die Gegend noch nicht so gefährlich, sagen die drei. Überall im Land gibt es Schwierigkeiten mit kleinen Kriminellen, die ganze Viertel beherrschen. Die Venezolaner haben sogar ein eigenes Wort für sie: Malandros, vermutlich eine Mischung aus „böse“ und „herumtreiben“.

Keine zehn Schritte von der Kirche entfernt, spricht mich wieder jemand an, diesmal ein Mulatte mit Baseballmütze und erhabener Körperhaltung, so um die 50. Wieder die üblichen Warnungen vor den ‚Malandros‘. „Nur bis zur Ecke da oben“, sage ich, „um die Gasse Salsipuedes zu sehen, die in meinem Reiseführer steht.“ Sie ist so schmal, dass man mit ausgestreckten Armen die antiken Fassaden auf beiden Seiten berühren kann.

„Weißt du, ich bin Militär bei der Marine. Meine Waffe trage ich aber auch, wenn ich nicht im Dienst bin,“ erklärt er und ruft einen jungen Typen, der an der Ecke weiter oben an der Wand lehnt. „Hey, Gocho, zeig ihr mal die Salsipuedes und gib auf sie Acht, ok?“ „Sí, señor,“ erwidert Gocho respektvoll.

Der Militär verabschiedet sich freundlich und ich gehe mit meinem neuen Beschützer die 50 Meter bis zu der berühmten Gasse. Mache Fotos. „Kannst du alles auf der Kamera sehen, was du knipst?“ Ich zeige ihm den kleinen Videobildschirm auf dem Fotoapparat und erzähle ihm, dass ich Journalistin bin und mich nicht ohne Grund hierher verirrt habe. „Willst du was vom Erdbeben sehen? Dann komm mit!“ Wir klettern über einen großen freien Platz. „Hier standen überall Häuser.“ Wir laufen auf der gegenüberliegenden Seite bergan, es ist Sonntagmittag, viele Leute sitzen vor der Tür, einige schwatzen, andere sind allein, Kinder spielen.

Gocho zeigt auf die Ruinen. Aus manchen Häusern hat der Erdbeben einfach Ecken herausgebissen, andere sind ganz verschwunden, oder bis unters Dach mit Lehm gefüllt. Der kleine Fluss, heute kaum ein Rinnsal, der hier von den Bergen ins Meer mündet, windet sich um elefantengroße Findlinge. „Die Steine hier hat das Wasser mitgebracht. Mitten in der Nacht ist es auf einmal gekommen, pumm, und die Leute sind über die Dächer weggelaufen.“ Gocho erzählt von jener Nacht im Dezember 1999, die vier Tage dauern sollte. Er verwechselt oft das „r“ und das „l“, wie es die einfachen Leute tun.

„Der Fluss und das Meer haben sich unten vereinigt, hier, sooo, überall, alles war nur noch Wasser und die Leute wussten gar nicht wohin. Viele sind gestorben, hier und drüben in den anderen Dörfern an der Küste. Ich kannte

viele davon.“ Auch jetzt kennt er fast jeden. „Epaa!“, zwischendurch ein Handschlag oder ein gewunkener Gruß. „Was machst du denn, Gocho?“, schon haben die Nachbarn ein nettes Gesprächsthema für den warmen Sonntagnachmittag: Gocho mit einer blonden ‚Gringa‘. Mein Begleiter grinst. „Spazieren, ich bin jetzt Fremdenführer.“ Wir stapfen weiter, überall Spuren der Naturgewalt.

„Ich bin 26“, sagt er unvermittelt. „Genau wie mein Bruder!“, antworte ich. „Ich habe auch einen kleinen Bruder – und einen Sohn, der ist fast vier.“ Gocho ist in diesem Ort geboren und aufgewachsen. Er hält sich mit gelegentlichen Handwerksarbeiten über Wasser. Oben auf der Burg angekommen, machen wir eine Pause. Obwohl der Himmel bedeckt ist, ist es sehr warm. Ein paar Kinder lassen kleine Drachen steigen. Von hier oben kann man links den Hafen und rechts den Ort überblicken. Dort, wo die Lawine aus Wasser, Schlamm und Felsbrocken herfegte, ist die Bresche deutlich zu sehen. Aber es ist nur eine von Vielen, für uns hinter den Hügeln verborgen, sind manche breiter, als ein Sportplatz lang ist.

„Viele haben sie nie wieder gefunden. Und drüben sind die Toten auf dem Friedhof nochmal begraben worden, von den Erdrutschen. Im Meer sind die Urnen einfach so rumgetrieben.“ Gocho erzählt mit spielerischer Lässigkeit von grausamen Bildern. Was ich mir kaum vorstellen kann, ist für ihn fast Alltag. Er springt zur Seite, hebt die Arme wie verschreckt an die Brust und weicht vor einer imaginären Leiche aus. „Da ist wieder was! Überall guckten aus dem Durcheinander Teile von Toten raus, dass man gar nicht wusste, wo man hintreten soll. Komm, ich zeige dir noch die andere Kirche,“ sagt er, ohne den krassen Themenwechsel überhaupt zu merken.

Wir laufen wieder bergab, zerbeulte und verschlammte Autos warten am Wegesrand – kein Müll, sondern wertvolle Ersatzteillager. Ein kleines, sehr dunkles Mädchen grüßt und zeigt nach oben zu einem Haus. „Meine Schwester hat jetzt das Foto, dass sie dir zeigen wollte.“ Wir treffen sie vor der Tür. „Hi, Gocho!“ „Hallo, Marta!“ Sie zeigt ihm das Bild. Fünf Halbstarke posieren unter einem Baum. Sie weist auf einen blonden Typen. „Das war mein Freund.“ Der Blonde auf dem Foto ist der einzige, der keine Pistole zeigt. Seine vier Kameraden halten jeder eine Schusswaffe in der Hand. „Ihr Freund ist tot,“ erklärt Gocho, „irgendwann haben sie ihn erwischt und ihm eine Kugel verpasst. Der da sitzt im Knast, die anderen weiß ich nicht.“ „Der sah ja gut aus, dein Freund,“ sage ich, „wie alt war er denn?“ „24.“ „Sag mal, ist das eigentlich normal, dass die Jungs hier mit Waffen für Fotos posen?“ Sie zuckt lapidar mit den Schultern, „Ja.“ Die junge Frau ist schüchtern-befangen, sie siezt mich. Für sie bin ich die ‚Fremde aus dem reichen Europa‘. Gocho hat dagegen seine Scheu schon vor einer ganzen Weile verloren. Dabei sind wir alle etwa gleich alt. Als ich ihr erzähle, dass in Deutschland

eigentlich nur Polizisten öffentlich Schußwaffen tragen, und dass ich noch nie in meinem Leben einen Polizisten eine Waffe habe ziehen sehen, ist es an ihr, sich zu wundern. „Wirklich?“ „Ja,“ sagt Gocho, „in Europa ist das anders, aber in den USA, da geht es ab wie hier, da sind die Leute das auch gewohnt.“ Kurz darauf verabschieden wir uns und spazieren weiter.

„Sag mal, bist du schon mal mit einer Pistole bedroht worden?“, frage ich meinen Begleiter. Gocho verdreht die Hüfte und lupft ein wenig seine Shorts. Kurz über der Kniekehle hat er eine groschengroße kreisrunde Narbe. „Mit einem Schuss haben sie mir das Bein gebrochen. Wegen meiner Schuhe.“ Er grinst schief, zupft sich mit den Händen am T-Shirt vor der Brust und stolziert ein paar Schritte wie ein Gockel. „Als ich noch jung und eitel war und schick rumgelaufen bin.“ „Und warum hast du nicht einfach die Schuhe abgedrückt?“ „Die haben ja erst von hinten geschossen und mir dann die Schuhe weggenommen. Hat verdammt wehgetan, aber ist ja nochmal gutgegangen. Andere Leute humpeln oder behalten sonst was davon,“ sagt er und im selben Atemzug: „Das hier ist die Kirche, aber sie wird gerade renoviert. Seit einem Jahr basteln sie schon daran herum, aber fertig ist sie immer noch nicht.“ Er zeigt auf eine Tür, hier wohnt der Kapitän, der mich in Gochos Obhut gegeben hat. „Das war mal mein Kapitän, ich war auch mal beim Militär, zwei Jahre, das war schön.“ Wir klopfen beim Kapitän, er öffnet in T-Shirt und Shorts. Ich bedanke mich für seine Hilfe und lobe meinen Führer in den höchsten Tönen, erzähle ihm, was ich alles gesehen habe, was ohne ihn nicht möglich gewesen wäre. Denn, La Guaira ist ein wunderschönes Dorf, es ist sehr viel vom spanischen Kolonialstil erhalten und die Fassaden und Gassen sind malerisch, aber ganz schön heruntergekommen. Ganz zu schweigen von Teilen, die die Erdrutsche zerstörten. Der Militär freut sich. „Ja,“ sagt er väterlich, „er ist ein guter Junge, aber manchmal etwas faul, ne, Gocho? Nur oben auf den Platz, da könnt ihr nicht hin, da sitzen die beiden Banden. Vor kurzem haben sie sich erst eine Schießerei geliefert und die Querschläger haben einen 24-jährigen und einen 4-jährigen getötet. Aber langsam wird es besser, die Polizei greift ziemlich hart durch. Schlimm wird es eigentlich erst, wenn sie viel mit Drogen zu tun haben, das macht sie unberechenbar.“

Ich habe Hunger und will Gocho zum Essen einladen. Gocho dreht sich verlegen zur Wand. „Unten an der Uferstraße gibt es was,“ erklärt mir der Militär, „stets zu Diensten!“, verabschiedet er sich.

Bevor wir zum Restaurant gehen, machen wir noch einen Abstecher zu einem prächtigen Kolonialgebäude von 1734, der ehemaligen Niederlassung des mächtigen baskischen Handelshauses Compañía Guipuzcoana. Heute sind dort Ämter untergebracht. Der wachhabende Polizist am Eingang zum malerischen Innenhof lässt mich als Ausländerin hinein. Gocho darf nicht rein, er wartet folgsam vor der Tür, während ich die wenigen offenen Räume

gezeigt bekomme. Auch hier unten sind in der Nachbarschaft noch viele Häuser unter Schlamm begraben.

„Jaaa, sie hatten schon viele Projekte hier,“ erklärt Gocho, „aber keins ist was geworden. Und die Leute bauen nichts wieder auf, wenn sie nicht wissen, ob es hinterher doch abgerissen werden soll. Viele sind auch einfach weggezogen, haben alles stehen und liegen gelassen, wenn’s überhaupt noch was gab. Deswegen läuft hier seit der Katastrophe nicht viel. Manche haben ihre Häuser wieder fertig gemacht und direkt daneben liegt alles brach. Aber die Straßen haben sie alle freibaggert. Touristen kommen auch kaum noch.“

„Nur 5 km östlich von La Guaira liegt das Strandbad Macuto, das 1883 von Präsident Guzmán Blanco eröffnet wurde und in dem sich das Staatsoberhaupt eine Sommerresidenz (La Guzmanía) errichten ließ...“ steht in meinem Reiseführer. Die Guzmanía ist eine Ruine, zwischen Schutthaufen. Aber nicht weit davon entfernt, gibt es eine Art Bistro, wo wir Mittag essen können. Wir schlagen uns beide mit Pabellón, dem typischen Gericht aus Reis mit schwarzen Bohnen, zartem Gulasch und fritierter Kochbanane, den Magen voll. „Guck mal, der Typ da mit den Krücken, das war ein richtiger Malandro, der ist sogar Mörder. Dann haben sie ihn gepackt und ihm 15 Kugeln ins Bein verpasst. Jetzt ist er amputiert, hängt nur noch rum und erzählt ‘ne Menge Quatsch. Ich kenne sie alle von früher vom Spielen und mit den meisten versuche ich mich gut zu halten, so habe ich am ehesten meine Ruhe.“

Gocho raucht nicht und trinkt nicht, aber einen zweiten Saft nimmt er gerne. Ich gebe ihm die 5.000 Bolívares (ca. 15 DM), die ich noch übrig habe. „Davon kaufe ich irgendwas für meinen Sohn.“ Am frühen Nachmittag kriecht mein Bus die Schnellstraße bergan Richtung Tunnel. Auf den Sitzen und in den Armen ihrer Eltern schmiegen sich Kinder, fast alle schlafen, geschafft von einem langen Tag am Strand bei Caracas. Viele tragen kurze Hosen.

6. Eisenerz

Die CVG, jene Landesentwicklungsgesellschaft aus Puerto Ordaz, hat sich gemeldet. Sie haben mir den Ingenieur Fernando von der Firma Ferrominera geschickt, damit ich den Eisenbergbau in Südvenezuela kennenlerne.

„Ciudad Piar ist wahrscheinlich die einzige Stadt Venezuelas, in der es keinen Friedhof gibt!“ schmunzelt Fernando. Seit über einer Stunde fahren wir durch die Savanne, die Sonne steht noch tief, dennoch ist es trocken und heiß, die Klimaanlage summt in dem gelben Pick-up. Struppige Büsche lockern das eintönige Grün der endlosen flachen Hügel etwas auf. Weiter südöstlich wird die öde Landschaft zur Sensation. Dort heißt sie dann „Gran Sabana“, die Große Savanne. Sie dehnt sich bis zur Unendlichkeit aus, nur von sanften

Hügeln und vereinzelt Palmenhainen unterbrochen. Über die Weite herrschen mächtige Tafelberge mit ihren nahezu senkrechten Wänden. „Da oben wohnen die Götter“, sagen die Indios vom Stamm der Pemones und bleiben lieber an den versteckten Wasserfällen und verwunschenen, cañon-ähnlichen Tälern, wo es reichlich Bäume und Wasser gibt. Die Große Savanne ist eine Touristenattraktion und beherbergt im Nationalpark Canaima den höchsten Wasserfall der Welt, den Salto Angel.

Aber so weit südlich kommen wir heute nicht, könnten wir auch gar nicht, die Landstraße führt geradewegs nach Ciudad Piar, wo Venezuelas reichste Eisengrube liegt und endet kurz dahinter. Auf meiner Karte führt sie noch ein ganzes Stück weiter, aber da ist den Kartenzeichnern offenbar die Phantasie durchgegangen. Zu jenem Ort kommt man nur mit dem Hubschrauber, erfahre ich. Dörfer oder Weiler gibt es auf der mehr als hundert Kilometer langen Strecke nicht. Gerade mal zwei Wagen sind uns entgegengekommen, seit wir die letzte Kreuzung bei Puerto Ordaz hinter uns gelassen haben. Am Horizont tauchen ein paar Berge auf, na ja.; Berge... in der weiten Savanne machen sie sich aus wie Sandhäuflein. „Das ist der Bolívarhügel,“ erklärt Fernando und zeigt auf den größten der ‚Sandhaufen‘. „Na, da wird sich euer Befreiungsheld aber freuen, dass er soweit ab vom Schuss einen Berg bekommen hat,“ sage ich etwas frech. Simón Bolívar muss in Venezuela seinen Namen für so ziemlich alles hergeben: die Währung ‚Bolívares‘, der zentrale Platz in jedem Ort heißt ‚Plaza Bolívar‘ und, seit Hugo Chávez an der Macht ist, ist sogar die gesamte Republik eine ‚República Bolivariana de Venezuela‘. Der Militär Chávez hatte Anfang der 90er Jahre zweimal versucht, sich an die Spitze des Staates zu putschen. Die Putschversuche hätte er sich schenken können, er wurde 1998 demokratisch gewählt.

Fernando grinst. „Der ‚Berg‘ ist praktisch ein Wunder der Natur. Er besteht zu 67 Prozent aus Eisen!“ 1946 haben Geologen diese damals weltweit einmalige Lagerstätte entdeckt, erst vor wenigen Jahren wurde in Brasilien ein noch größerer Vorrat gefunden. Anfang der 50er Jahre begann dann der Abbau. Eine eigens angelegte Eisenbahn bringt das Erz nach Puerto Ordaz, wo es am Ufer des Orinoco verhüttet und veredelt wird. Je näher wir kommen, desto mehr ähnelt der Berg einer Hochzeitstorte mit ihren einzelnen Schichten. Mit reichlich Sprengstoff und überdimensionalen modernen LKW und wird der Bolívarhügel im Tagebau Stockwerk um Stockwerk abgebaut. Scharfe, senkrechte Kanten trennen die einzelnen Ebenen voneinander.

Endlich tauchen ein paar Häuser auf, eine Art Neubausiedlung aus kleinen Bungalows. Fernando fährt noch ein Stück weiter und parkt im Schatten eines Baumes auf einem Platz. „Das hier ist die Plaza Bolívar von Ciudad Piar,“ sagt Fernando und steigt aus dem Auto in die dichte Hitze des Vormittags. Ich stutze; dass der Platz ‚Bolívar‘ heißt, hätte ich mir ja denken können,

aber dass der Ort ‚Ciudad‘, also Stadt genannt wird, grenzt wirklich an Größenwahn oder Wunschdenken. Diese Stadt ist allerhöchstens ein Dorf, umgeben von zernagten Hügeln und unendlichen Grasflächen, wo sich Schlange und Schildkröte ‚Gute Nacht‘ sagen. Ungefähr 7.000 Menschen leben hier, erzählt mein Begleiter, es gibt eine Apotheke, eine Schule, ein Krankenhaus, einen Supermarkt und ein paar Gemüsehändler. Aber keinen Friedhof und keine Elendsviertel. Der Ort ist aus einem Bergarbeiterlager der damaligen US-Firma Orinoco Mining entstanden, noch heute gehört er fast vollständig der 1975 verstaatlichten Firma Ferrominera. Der Eisenbergbau hat hier erst spät begonnen. Dank moderner Technologie und einfacher Abbaumethoden braucht es nicht viele Hände. Deshalb haben sich nie Tagelöhner angesiedelt. Die Firma ‚importiert‘ qualifiziertes Personal aus den großen Städten an der Küste. Die Familien kommen solange mit, wie die Ernährer hier arbeiten. Danach verlassen sie die Gegend wieder schnell, alt werden und sterben will hier keiner. Außer ein paar Händlern und versteckten Prostituierten verdient hier jeder sein Geld direkt mit dem Eisenbergbau.

„Ferrominera ist ein geschlossener Kreislauf,“ bemerkt Fernando auf der Rückfahrt. „Die Grube, das Camp, der Supermarkt, das Krankenhaus, die Eisenbahn und die Hochöfen in Puerto Ordaz, alles gehört der Firma.“ Ich empfinde den Ort als eine seltsame Welt, irgendwie trostlos und künstlich. Er ist ruhig und sauber, die Firma kümmert sich um alles. Ein Teil des verhältnismäßig guten Lohnes wird in Warengutscheinen ausgezahlt, die günstig gegen Lebensmittel im Firmensupermarkt eingelöst werden.

7. Interview auf Venezolanisch

In Caracas liegt das Hauptquartier der Nationalgarde. Diese Militäreinheit mit Polizeifunktionen kümmert sich auch um den Raubbau an der Natur, der durch die illegalen Gold- und Diamantensucher im Urwald entsteht. Heute morgen habe ich einen Termin mit einem Coronel. Er ist Vizechef der Abteilung Umwelt, der Boss ist krank.

Der Bus lässt mich genau vor dem Gebäude der Nationalgarde raus. Ich frage den schwerbewaffneten Wachposten nach dem Büro des Coronels, bedanke mich und laufe einfach rein. Keiner hält mich auf, obwohl das hier das Hauptquartier der Nationalgarde ist. Ich wundere mich; selbst um in den Presseturm zu meiner Praktikumsredaktion zu kommen, muss ich mich immer ausweisen. Noch mehr aber wundert sich der Coronel, als ich auf einmal in seinem Büro stehe, ohne Ausweis, nichts. Ein freundlicher Kerl, weit in den Vierzigern, schätze ich. Dann das einführende Gespräch. „Wie alt bist du?“ „28“ (ich verkneife mir die Frage nach seinem Alter, vielleicht hat die

Frage ja was mit Sicherheitsmaßnahmen am Eingang zu tun...) „Du bist alleine hier in Venezuela?“ (ich hätte doch fragen können) „Ja, mit einem Stipendium für drei Monate,...“ „Bist du verheiratet?“ „Wieso? Willst du mich etwa heiraten?“ Ich strahle ihn bei dieser Frage an und zwei Minuten später habe ich vier dicke Aktenordner auf dem Tisch, alles zum Thema Bergbau seit 1994. Alles Material, was er mir bieten kann, einschließlich Karten. Für mich allerdings wenig Brauchbares, das meiste sind Protokolle und Gesetzesvorlagen, deren Verwirklichung mehr als unwahrscheinlich ist. Da kann ich genausogut einen Science-Fiction-Roman lesen. Berichte von Patrouillen, was sie in den entlegenen Regionen sichergestellt und wen sie festgenommen haben. Einiges ist mit der Hand geschrieben, Bleistift und Papier sind eben am zuverlässigsten, wenn man mitten im Urwald, an Flüssen oder im Jeep arbeitet. Auch die Karten sind handgezeichnet, in den Staaten Bolivar und Amazonas, die etwa die Hälfte der Fläche Venezuelas ausmachen, hat selbst das Militär keine genauen Karten. Na, das wird ja noch spannend.

Im Gespräch bekomme ich einen ganz guten Überblick über deren Arbeit. Ich mache ein paar O-Töne und Fotos, er schenkt mir noch ein Protokoll, auf dem „geheim“ steht. Die meisten Infos bekomme ich, wie so oft, beim Mittagessen, zu dem er mich in der Offizierskantine einlädt.

Garimpeiros heißen jene Männer und Frauen, die auf eigene Faust (im wahrsten Sinne des Wortes), nach Gold graben. Im Grunde genommen geht es diesen illegalen Bergleuten genauso schlecht wie dem Wald und dem Boden, wo sie arbeiten. Der ständige Kontakt mit Quecksilber, Parasiten und besonders Tropenkrankheiten, wie Malaria und Dengue, machen ihnen zu schaffen. Die Menschen hausen in Lagern, fernab von jeder Zivilisation, oft sind sie nur mit dem Flugzeug, oder in mehreren Tagesreisen per Geländewagen zu erreichen. Angeblich sammeln sich in diesen Urwaldcamps bis zu 6.000 Personen, viele Männer, aber auch Frauen und Kinder. Sie kommen aus allen Ecken Venezuelas, aus Brasilien und sogar aus Kolumbien. Es sind Glücksritter und Pechvögel, die ohnehin nichts mehr zu verlieren haben. Jeder hofft auf den großen Fund, eine ergiebige Goldader, oder ein paar dicke Diamanten, um ein neues Leben anzufangen. Bis dieses Glück eintrifft, schuften sie in engen Stollen, heben zentnerschwere Säcke in die Trichter der Mühlen, oder sitzen stundenlang bis zur Hüfte im Wasser und waschen winzige Goldkrumen aus der herbeigeschleiften Erde. Mit den Mühlen zerkleinern sie das goldhaltige Erz, um den Goldstaub mit Quecksilber zu binden. Eigentlich hat die Guardia Nacional gegen die illegalen Bergleute kaum eine Chance. „Das ist pure Sisyphosarbeit,“ sagt der Coronel in Caracas, „das Gebiet ist so unvorstellbar groß. Wenn wir irgendwo eine der Quecksilbermühlen ausheben, bringt die Mafia ein paar Tage später eine Neue mit dem Flugzeug. In der Zeit, in der wir sie mit dem Hubschrauber suchen, haben die

‚Garimpeiros‘ schon wieder ordentlich was abgeholzt oder verseucht.“ Einige verdienen allerdings schon jetzt sehr gut daran. Sie organisieren den Transport, beschaffen Lebensmittel und Ersatzteile und lassen sich ihr Monopol direkt mit dem Rohgold bezahlen. Wer sollte es auch sonst abnehmen und in den Städten weiterverkaufen?

Der Bundesstaat Bolivar ist fast so groß wie Großbritannien. Auf den 240 Tausend Quadratkilometern leben aber nicht 60 Millionen Einwohner, sondern nur 1,3 Millionen, fast die Hälfte davon in Guayana-Stadt, übrigens die fünftgrößte Stadt des Landes. Nach Norden begrenzt der Orinoco-Fluss die Region. Eine gut ausgebaute Straße begleitet den mächtigen Strom ostwärts, von der kolumbianischen Grenze in Puerto Ayacucho, bis nach Guayana-Stadt. Sonst gibt es nur noch eine nennenswerte Straße, die Nummer 10. Sie führt von Guayana-Stadt südlich bis nach Boa Vista in Brasilien. Auf dieser Straße bewegen sich alle – Touristen, Goldgräber, Mafiosi und Polizisten der Guardia Nacional. Die Nummer 10 ist die Hauptschlagader durch die Große Savanne tief im Landesinneren. Sie beherbergt friedliche Goldgräberdörfer, in denen es mehr Goldschmiede als Kühe gibt, märchenhafte Wasserfälle, einige Kasernen der Nationalgarde, Indianerdörfer mit runden, mit Palmstroh gedeckten Hütten, eines der größten und berüchtigtsten Gefängnisse des Landes, und einen Ort mit dem mythischen Namen ‚El Dorado‘, der zynischerweise eben jenes Gefängnis birgt.

8. Auf Patrouille

Der Mann mit der Maschinenpistole hält mir die Hand hin, um in den Mannschaftsjeep zu klettern. Damenbesuch auf der wöchentlichen Kontrolltour. Es geht zu einem Goldgräbercamp im Busch, das mit dem Wagen erreicht werden kann. Ich zwänge mich auf die Sitzbank zwischen die schwerbewaffneten Männer im Tarnanzug. Alles junge Burschen, mit 28 bin ich glatt die Älteste. Der stämmige schwarze Sánchez klappt das Magazin aus seiner MG und lupft damit den Kronkorken einer Flasche Malzbier. Wenig später schläft er wie ein Baby, als ob es purer Rum gewesen wäre. Wir anderen unterhalten uns gegen den Fahrtwind. Zweige schlagen wie Peitschen über die Ladefläche, schon vor einer Weile hat das Gefährt die Landstraße Nr. 10 verlassen und folgt einer asphaltierten Piste, die immer schmaler wird. Von den Seiten drängen sich Büsche heran, Bäume greifen mit langen Ästen ineinander, als wollten sie den Weg im Dickicht verschwinden lassen. Nach gut 80 Kilometern beginnt links ein Waldweg, der so schlecht ist, dass selbst Sánchez wieder wachgeschüttelt wird. Den Weg hat ein Holzfällerkonzern für seine Bulldozer schlagen lassen, jetzt nutzen ihn die Bergleute als Zugang zu

ihrem Lager. Vor etwa einem Jahr haben sie sich zusammengetan und das Gelände einfach besetzt. Sie haben sich richtig organisiert und verhandeln sogar mit dem Ministerium für Energie und Minen um die Schürfrechte. „Viel haben wir hier nicht zu tun,“ erzählt Rugeles, der Capitán. „Wir zeigen Präsenz, sehen nach dem Rechten und schlichten bisweilen mal einen Streit.“

In diesem Lager ist es verhältnismäßig ruhig; trotz der Abgeschiedenheit im Wald ist die Zivilisation relativ leicht zu erreichen. Für umgerechnet etwa 15 Mark, oder anderthalb Gramm Rohgold, bieten die wenigen Autobesitzer eine Mitfahrgelegenheit ins zwei Stunden entfernte nächstgelegene Dorf an, wo auch die Kaserne der Nationalgarde steht. Das ist relativ viel Geld, aber immer noch besser, als von illegalen Kleinflugzeugen abzuhängen, wie es in den weit entlegenen Camps im Urwald nicht anders möglich ist.

Die Soldaten erhaschen einen Blick auf eine Schlange, die sich vom Weg in das trockene Laub im Gestrüpp rettet, ihr Biss wäre tödlich. Ich verpasse sie natürlich.

Plötzlich glättet sich die Erde der Dschungelpiste zu einem sorgfältig gestampften „Boulevard“, ordentlich flankiert von Hütten, aus groben Brettern gezimmert. Die großen Bäume stehen hier etwas lichter und lassen versprengte Sonnenstrahlen herein. „Bäckerei“ hat jemand mit Filzstift auf ein Stück Holz gemalt und an eine der Baracken genagelt. Der Militärjeep hält weiter vorne, die bewaffneten Männer springen heraus und laufen zielstrebig auf eine der Hütten zu. Unter dem Vordach gibt es Limo an einer langen, grob gezimmerten Holztheke. Ein Tante-Emma-Laden mitten im Busch. Lebensmittel, Schnüre, Wäscheclammern, Wasser, Süßigkeiten... Gut zweihundert Menschen leben hier, darunter Familien mit Kindern, da lohnt sich das Geschäft.

Kurz darauf taucht der Anführer der Bergleute auf. Romero trägt eine abgewetzte Jeans, ein staubiges T-Shirt und eine große Kladde unter dem Arm, sein Gästebuch. „Wir kontrollieren genau, wer sich hier rumtreibt. Wir wollen keine Leute, die was auf dem Kerbholz haben, so Justizflüchtige versuchen ja oft genug, sich unter uns ‚Mineros‘ durchzuschlagen,“ sagt er und freut sich sichtlich über meinen Eintrag „Journalistin aus Deutschland“. Das wird die Leute vom Ministerium beeindrucken, ist er sich sicher.

Hinter den Wohnhütten verteilen sich die eigentlichen „Bergwerke“ immer weiter in den Wald hinein. Überall hängen Plastikplanen zwischen den Stämmen, noch ist die Regenzeit nicht angebrochen, aber in ein paar Wochen kommen wieder die schweren Regenwolken, die die Einheimischen „Eselsbäuche“ nennen. Erst später sehe ich, dass darunter auch Wohnzelte sind, mit ein paar Hängematten und aus geraden Ästen gezimmerte Tische und Bänke, das Küchenzeug hängt sorgfältig geordnet in den Zweigen.

Romero führt mich zu seinem Pütt. Unter dem Plastikzelt klafft ein Loch wie ein riesiger Gully ohne Deckel. Darüber ruht ein Baumstamm als Seil-

winde auf zwei kräftigen Astgabeln. Jemand hat mit einer Unzahl von Nägeln einen gebogenen Ast als Kurbel daran festgeklopft. Ich beuge mich über den unbefestigten Rand und sehe nichts. „Fünfzehn Meter,“ errät Romero meine Frage nach der schwarzen Tiefe. Genau darüber baumelt das Seilende. Ein durch die Schlaufe gestoßener Stock dient als Sitz.

„Willst du runter?“ Nein, ich will nicht, ich habe keine Lust, mir alle Knochen zu brechen, bloß weil jemand die Kurbel loslässt und ich metertief in ein Loch falle. Dann bringen sie mich zu einem Stollen, der direkt in den Berg führt. Damit ist meine Ausrede weg. Ich wage mich ein paar Meter tief herein, und vier junge Mineros zeigen mir stolz ihre Arbeit und die Quarzader, in der das Gold steckt. Sie haben auch allen Grund, stolz zu sein. 60 Meter lang ist der Stollen schon. Sie treiben den stark geneigten Gang mit Hammer und Meißel voran, er ist gerade hoch genug, um aufrecht zu sitzen, zu hämmern und mit bloßen Händen den losgeschlagenen Schutt in einen Eimer zu schaufeln. Vereinzelt stützen Holzstempel die Decke, ohne mir viel Vertrauen einzuflößen. Oben im Wald wabert die Hitze zwischen den Bäumen, hier unten ist es noch stickiger. Ein Zimmerventilator zieht über ein einfaches Abflussrohr etwas von der verbrauchten Luft ab – aber nur, wenn es Strom vom Dieselgenerator gibt, der einsam durch den Wald dröhnt.

Mein Führer Nelson bewegt sich behende zwischen den Holzstempeln, nicht ein Mal stößt er sich an der niedrigen Decke. Er trägt weder Helm noch Schuhe, lediglich seine Hose schützt ihn, wenn er weiter in die Tiefe robbt. Er ist genau so alt wie ich, hat allerdings 20 Jahre „Berufserfahrung“. Mit acht Jahren hat er über Tage angefangen, die Kübel voll totem Gestein von der Winde zu nehmen und in der Nähe auszuschütten, meistens in einen Schacht, der auch nach 20 oder mehr Metern zu keiner Goldader geführt hat. Er zeigt mit seinem Hauwerkzeug auf einen hellen Streifen, der sich wie die Marmelade in einer Torte durch die Wand des Stollens zieht. „Das hier ist die Ader, siehst du? Der Quarz ist mit Fitzeln von Gold gespickt, manchmal gibt es auch kleine Stücke oder sogar Nuggets. Wir bauen nur den Quarz hier im Erdreich ab. Weiter unten fängt der Blaue Felsen an, da kämen wir nur mit Sprengstoff voran und das ist zu gefährlich und außerdem illegal.“ Geologen nennen den ‚Blauen Felsen‘ das Guayana-Massiv. Darüber liegt eine Erdschicht, die kreuz und quer von goldhaltigen Quarzadern durchzogen ist. Ihr Verlauf und ihre Stärke sind so unregelmäßig, dass sich ein umfangreicher Abbau im industriellen Stil nicht lohnt. Wenn aber ein kleiner Minero mit seinem auf gut Glück angelegtem Schacht auf solch eine Ader stößt, kann er sie gezielt abbauen, ohne viel zu investieren – abgesehen von seiner Gesundheit. Bauholz holt er sich aus dem Wald, und der Rest ist Knochenarbeit.

„Trabajamos a puro pulmón!“ Wir arbeiten mit nichts als unserer Muskelkraft, sagen die Mineros und zählen ihren Erfolg in Säcken oder Gramm. „Wir ver-

packen das Erz in alte Zuckersäcke und bringen sie zur Mühle,“ erklärt José, „so ein Sack bringt zwischen 4 und 12 Gramm Rohgold. Aber das schwerste ist, erst mal auf so eine Ader zu stoßen.“ Die schmutzig-weißen Säcke sind hier im Busch eine eigene Währung. Maria kocht zum Beispiel für zwei Familien und bekommt dafür täglich einen Sack Erz. Miguel ist einer der ganz wenigen, die eine elektrische Seilwinde besitzen. Er kassiert jeden zehnten Sack Erz, den seine Partner unter Tage schlagen. Und die Müller bekommen 10 bis 15 Prozent des Goldes, das sie produzieren. Die ganze Gemeinschaft hängt also direkt vom Sucherglück ab, denn nicht in jedem Sack ist Gold.

Unter den Soldaten ist ein junger Offiziersanwärter, der neu in der Gegend ist. Er lässt sich von Romero abseilen und schaut sich die Arbeit der Mineros vor Ort an. Auf dem Rückweg ist er merklich nachdenklich geworden. Die Patrouille sammelt sich wieder am Wagen, um noch ein Stück weiter nach den Mühlen zu sehen.

Schon von weitem dringt der Lärm der Dieselmotoren und der zerberstenden Steine in den Metallkonstrukten zu uns durch. Auf einer Lichtung unter einfachen Dächern stehen vier Mühlen. Drumherum stapeln sich die Zuckersäcke mit Material, am Waldrand dahinter liegen meterhohe Sandhaufen. Ein sehniger, sonnenverbrannter Minero schüttet Eimer für Eimer das goldhaltige Quarzgestein in den Trichter oben auf der Maschine, unterm Mahlwerk kommt es als Sand wieder heraus. Zusammen mit dem Kühlwasser läuft dieser Sand über eine Rutsche, in der eine mit Quecksilber bestrichene Kupferplatte liegt. Das giftige Schwermetall zieht die winzigen Goldpartikel an und bildet ein Amalgam. Ein sehr indianisch aussehender Arbeiter streicht mit der bloßen Hand über die Platte, damit mehr Goldstaub hängenbleibt. Jetzt nimmt er sie und schabt sie ab, wickelt das kirschgroße Goldstaub- und Quecksilberkügelchen wie einen Kaugummi in Zeitungspapier und legt es auf einen Tisch. Dort verdampft er das Schwermetall mit einem Bunsenbrenner, übrig bleibt poröses Rohgold.

Obwohl die Nationalgarde entlang der Landstraße immer wieder Quecksilber einkassiert, ist es nicht schwer, an den Stoff zu kommen. Vor ein paar Tagen hatte ich im Dorf El Callao in einer Eisenwarenhandlung danach gefragt. „Klar,“ sagte der Händler und holte eine kleine Limonadenflasche raus, öffnete sie und schüttete sich etwas von der schweren, silbrigen Flüssigkeit in die Handfläche. „30 Dollar das Kilo!“ Anders könnte die Goldproduktion auch gar nicht laufen. Wenn man das Gold nicht mit Quecksilber vom Gestein trennt, wird das hochgiftige Zyanid benutzt, was viel schwieriger zu handhaben ist. Beide Methoden hinterlassen hochbelasteten Schlamm, der in der Industrie in Sickergruben gebunkert wird. Die kleinen Mineros lassen das verseuchte Wasser einfach im Wald versickern. Den trockenen Sand verkaufen sie an die Industrie, weil darin immer noch bis zu 40 Prozent des ursprünglich enthaltenen Goldes stecken.

9. Die staatliche Goldgrube Minerven

Einer dieser Käufer ist die staatseigene Goldgrube CVG Minerven. Das Unternehmen gehört ebenfalls zu jener Landesentwicklungsgesellschaft, die sich seit den 60er Jahren bemüht, die Region Guayana wirtschaftlich zu erschließen. Rund 800 Arbeiter und Angestellte produzieren jedes Jahr 1.200 Kilogramm Gold in Goldbarren. Neben einer Tagebaugrube kommt das Erz auch aus fast 500 Metern Tiefe. Dort arbeiten sich die Bergleute professionell ausgerüstet mit Vorderladerbaggern und Spezialbohrern im Sprengvortrieb durch den Berg. Für elf Gramm Gold müssen sie eine Tonne Erz bewegen. Seitlich von den Strecken nach oben dehnen sich dunkle Kammern aus, gut 15 Meter breit und bis zu 60 Metern tief. Zwischen den Kammern bleiben meterdicke Pfeiler stehen. Der Fels ist hier so stark, dass das genügt, um die Grube zu tragen. Nach jeder Sprengung klopfen die Arbeiter Wände und Decken mit langen Metallstangen ab, prockeln in den Rissen und lassen lockere, oft tonnenschwere Brocken herunterkrachen. Vor diesen Trümmern, die wie ein Damoklesschwert über ihnen schweben, fürchten sie sich am meisten. Immer wieder leuchten sie nach oben und halten nach Rissen Ausschau, während sie neue Sprenglöcher bohren oder das gelöste Erz abtransportieren.

Auf dem Schreibtisch vom Ingenieur von Minerven klingelt das Telefon. Kurz darauf schnappt sich Joaquín Lezama seinen Helm und verlässt das angenehm gekühlte Büro. Die einzige Ampel im gesamten Dorf steht natürlich auf rot. El Callao ist ein malerisches Dorf, zwischen sanften Hügeln winden sich die Straßen ganz unamerikanisch in Kurven, gesäumt von farbenfrohen kleinen Häuschen. Anstatt von der Landwirtschaft, lebt hier fast jeder irgendwie vom Gold, als armer Minero, der im Busch auf eigene Faust sucht, als Bergarbeiter bei Minerven, oder einer der anderen multinationalen Firmen, als Goldmüller oder -schmied.

Zwischen den großen Industriebetrieben wie Minerven und den illegalen Mineros gibt es seit einiger Zeit eine neue Kategorie, den kleingewerblichen Bergbau. Die Idee ist einfach. Das Staatsunternehmen verpachtet an die Mineros die Schürfrechte von bestimmten Parzellen und leistet sowohl technische, als auch juristische Hilfestellung, um kleine funktionsfähige Firmen zu bilden. Joaquín Lezama, Leiter der Abteilung „Kleiner Bergbau“, ist fast jeden Tag irgendwo draußen auf den Goldfeldern. Von dieser Art der Entwicklungshilfe profitieren alle Beteiligten. Die verpachteten Gelände eignen sich ohnehin nicht für einen industriellen Abbau, dazu liegen die Goldadern zu verstreut, sind aber auch wesentlich ergiebiger. Fast eine Unze, also über 30 Gramm Gold stecken in jeder Tonne Erz, fast dreimal so viel, wie in den Minen von Minerven. Wenn der Minero seine Zuckersäcke zur Mühle fährt, kann er mit der rudimentären Quecksilbertechnik etwa die Hälfte des Goldes herausfiltern, der Rest bleibt im

Mühlensand hängen und trocknet in der Sickergrube. Diesen Sand kauft Minerven für seine eigene Goldgewinnung mit dem industriellen Zyanidverfahren. Doch das ist nicht der einzige Vorteil. Durch die Zusammenarbeit verhindert Minerven eine unkontrollierte Verbreitung der Mühlen, was besonders der Umwelt zuträglich ist. „So vermeiden wir auch, dass auf potentiellen Abbaugeländen Menschen ihre Wohnungen bauen. Das Land ist hier groß und es kommen immer wieder Neulinge von weit her, die vom Gold gehört haben. Schließlich kann sich hier jeder, der die Kraft zum Graben hat, über Wasser halten, zwar eher schlecht als recht, aber es geht. Und bei unserem warmen Klima kann man sich ja auch schnell irgendwo eine Hütte aus Blech oder Holz hochziehen. Wenn dann da abgebaut werden soll, gibt's Ärger,“ weiß der Ingenieur.

Am Rand des Dorfes hält Joaquín seinen Wagen an. „Mina La Corina“ steht an einem Maschendrahtzaun, der ein unbebautes, sehr unebenes Gelände mit wilden Bananenstauden und wenigen Bäumen umgibt. Er drückt eine klapprige Tür auf, ein paar Hunde begrüßen uns neugierig, bevor uns ein großer Mulatte entgegenkommt. Er stammt von der Küste; weil er sich schon ganz zu Anfang als Handlanger den Ruf eingehandelt hatte, gut mit anpacken zu können, nennen ihn hier alle nur Manganzón, also „Faulpelz“.

„Gut, dass du kommst,“ freut sich der Manganzón, „sieh dir das mal an!“ Auf einer Fläche von der Größe eines Bolzplatzes ist der Boden seltsam aufgewühlt und gut einen halben Meter abgesackt. Ein Tagebruch, eine alte Strecke unter Tage ist zusammengebrochen. „Die Gegend ähnelt hier wirklich einem Schweizer Käse, überall Löcher und Gänge.“ brummt Lezama, „kein Wunder nach gut 150 Jahren Bergbau“.

Die beiden seilen sich in einen fast 80 Meter tiefen Schacht ab, um sich den Schaden von innen zu betrachten. Vor dem Seil drücke ich mich erfolgreich und schaue mich statt dessen über Tage um. Auf den ersten Blick sieht die Arbeit hier genauso aus, wie in den Goldgräberlagern im Wald. Bei genauem Hinsehen fallen allerdings viele kleine Verbesserungen auf. Die Männer schnallen sich zum Beispiel bei der – im wahrsten Sinne des Wortes – Seilfahrt mit einem Gurt an. Selbst wer die Besinnung verliert, oder abrutscht, fällt nicht in die Tiefe. Das Seil wird auch nicht von Hand gekurbelt, sondern läuft mit einer elektrischen Winde über einen Flaschenzug. Der Rand des Schachtes ist säuberlich mit Holz ausgebaut, und ein einfaches Halteseil für die Hand hilft beim anfahren. Auf solche Details achtet Lezama, wenn er die Gruben inspiziert. Unter der Regie vom Manganzón finden hier 60 Männer regelmäßige Arbeit, das ist der Lebensunterhalt für etwa 250 Menschen. Einen Lohn gibt es nicht, statt dessen bekommen die Bergleute für ihre Schinderei einen Anteil am gewonnenen Gold. Sie arbeiten meist von sechs bis sechs, manchmal auch nur bis vier, wenn es nichts zu tun gibt, wie heute. So eine Mine könnte illegal gar nicht funktionieren, der Aufwand für Arbeitssicherheit und Instandhaltung wäre zu groß. Die kleinen

Mineros schlagen ihre Schächte ohne sich weiter um Sicherheit zu scheren, sie wissen ja eh nicht, ob sie am nächsten Tag von dem Gelände wieder verscheucht werden.

Da seine Mine legal ist, kann der Manganzón auch im „Blauen Stein“ ‚piedra azul‘, dem felsenharten Guayana-Massiv, abbauen. Das geht nur mit Sprengvortrieb. Jetzt haben seine Leute bei Minerven Kurse über den richtigen Umgang mit Sprengstoff absolviert, und sie hantieren mit legalem Sprengstoff. „Auf dem Schwarzmarkt ist der Sprengstoff viel teurer, außerdem bestand immer die Gefahr, dass die Nationalgarde Hausdurchsuchungen machte und das Zeug fand. Dann ging’s unter Anwendung des Terroristengesetzes direkt in den Knast,“ erzählt der Manganzón aus seinen Zeiten als illegaler Minero. „Mit den Fachleuten von Minerven läuft die Zusammenarbeit gut,“ lacht er, als auch Lezama, sein Berater von Minerven, wieder hinaufgezogen wird. Er knufft den Ingenieur freundschaftlich an der Schulter und grinst. „Sie haben die Theorie und wir die Praxis!“ Dann wird er ernst und zeigt sich an die Stirn. „Wir müssen noch viel lernen,“ sagt er „die Unterentwicklung sitzt nämlich in den Köpfen, Ressourcen haben wir doch genug!“

Er wendet sich an mich. „Und du magst unsere Fördertechnik nicht?“ Ich würde die Grube ja gerne sehen, aber die Seilwinden machen mir tatsächlich Angst, 40 Meter nur an einem Seil hängend – nein. Er verpasst uns beiden einen Helm, schnappt sich eine Taschenlampe und dann führt er mich zu einer Art Höhleneingang. Ich recke den Kopf, es ist ein gut ausgeleuchteter und mit Holz ausgeschlagener Schacht, in dem ein wahres Gewirr von Leitern klemmt. „Das ist unser Notausgang“, erklärt mir der Bergmann, „falls mal der Strom für die Seilwinden ausfällt“.

Der Leiter traue ich eher als dem Seil, obwohl es anstrengende Kletterarbeit ist. Die Sprossen stehen weit auseinander und alle paar Meter müssen wir diagonal auf die darunterliegende Leiter wechseln. So klettern wir auf etwa 50 Meter zur ersten Sohle hinunter. Dieser Teil der Mine ist alt, etwa vor 80 Jahren abgebaut worden. Als der Manganzón die Parzelle übernommen hat, hat er diese Höhlen gefunden und das Wasser abgepumpt, um sie als Abluftschacht zu benutzen. Am Schachtende bewegen wir uns in einer Lücke zwischen zwei mächtigen Felswänden, vor Jahrzehnten haben Goldgräber hier eine ungefähr einen Meter starke Quarzader abgebaut. Die hölzernen Stempel sind faul, die Neigung der Lücke reicht von 45 bis 90 Grad, so dass auch hier Leitern an der Wand verankert sind. Man kann sich gut bewegen, aber nach dem Abstieg sind wir beide nassgeschwitz. Die Luft riecht stickig und ist ziemlich feucht. Hier kann ich ganz gut Bilder machen, allerdings fehlen mir die ‚Models‘. Wegen des Tagebruchs wird heute nicht gearbeitet, erst ganz am Ende kommen noch zwei Bergleute hinzu. Wir bleiben auf dieser Sohle, weil die anderen nur noch über Seilwinden zu erreichen sind.

Wir hocken uns auf den Bretterboden am Blindschacht und erzählen. Der arme Manganzón gesteht mir, dass er mich erst für eine ‚Infiltrierte‘ von der Regierung gehalten hat. Er konnte sich einfach nicht zusammenreimen, wieso eine Journalistin einfach so aus heiterem Himmel bei ihm auftaucht und wissen will, wie er lebt und arbeitet. Jetzt, nach der gemeinsamen Klettertour, bei der ich viel gefragt habe, herrscht Vertrauen. Er gibt mir gleich hier unter Tage ein Interview.

Währenddessen nehme ich kurz meinen Helm ab und lege ihn neben meine Füße. Einige Sekunden später hören wir nur noch ein sich entfernendes Gerumpel – der Helm ist in die abgebaute Quarzader unter uns gerollt und futsch. Das ist mir ziemlich peinlich – andererseits bin ich froh, dass es nicht mein Rucksack oder gar die Kamera war, die da heruntergepoltert ist. „Den überlassen wir den Archäologen,“ sagt der Manganzón verschmitzt und reicht mir zuvorkommend seinen Helm. Wieder ist ein Gerumpel zu hören, diesmal allerdings aus seinem Bauch. „Komm“, sagt er, „ich habe Kohldampf, lass uns aufgehen zum Mittagessen!“

Zwei Tage später habe ich immer noch höllischen Muskelkater in den Beinen. Im Dorf treffe ich einen Minero, Andrés, der mir eine kleine Hinterhofmühle im Dorf von A bis Z erklärt hatte. „Was ist denn mit dir los?“, ruft er fröhlich, „hast du was an den Knien, oder warum läufst du so seltsam?“ „Einen verflixten Muskelkater,“ knurre ich, kann mir das Grinsen aber doch nicht verkneifen. „Du siehst aber auch nicht viel besser aus!“ Seine linke Gesichtshälfte ist voller blutigem Schorf und über der Augenbraue leuchten sechs weiße, sorgfältig geknotete Fäden auf der braunen Haut. „Uns hat’s vergangene Woche erwischt,“ erzählt er, „wir haben gesprengt und dabei sind uns ein paar Stempel weggeflogen. Mit fünf Mann waren wir fast drei Stunden verschüttet, bis sie uns rausgeholt haben. Tja, kann halt nicht jeder so ein Glück haben wie mein Kumpel José, seine Gruppe ist auf eine Ader gestoßen und hat in der Mühle aus 14 Säcken Erz weit über drei Kilo Rohgold rausbekommen. Der macht sich mit seinem Anteil von 5.000 Dollar jetzt erst mal einen lauen Lenz!“, sagt er und befühlt vorsichtig sein zerschundenes Gesicht.